UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der gelbe Fleck

Loewenberg, Jakob

Berlin, 1924

Die Geographiestunde (1918/19)

urn:nbn:de:hbz:466:1-28208

Visual Library

Die Geographiestunde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf der staubigen Landstraße, die nach dem westfälischen Städtchen Lüde führt, wanderten an einem heißen Septembernachmittag drei Handwerksburschen: ein Schneider, ein Müller und ein Färber. Der Schneider war schon bei Jahren, klein und verwachsen, die grauen Haare standen ihm zu Berge, und aus dem schiefen Mund und dem zusammengekniffenen, pfiffigen Auge sprach es deutlich: Ich kenne die Menschen. Der Müller stand zwischen Jünglings- und Mannesalter, eine untersetzte breite Gestalt mit ungewöhnlich dickem Kopf, flachsblondem Haar und einem Gesicht, das wohl hätte gefallen können, wenn nicht Nase und Augen das Rezept verraten hätten, das er sich selber gegen den trocknen Mehlstaub verordnet hatte. Der größte und jüngste der drei war der Färber, ein baumlanger Kerl von etwa zwanzig Jahren. Zu dem dichten Schwarzhaar hatte sich seltsamerweise ein blonder Schnurrbart gesellt, und in dem schmalen Gesicht, dem Luft und Sonne nicht die Weiße genommen, lachten ein Paar große graue Augen: Trotz alledem, die Welt ist schön, und sie gefällt mir! — Mit seinen langen Beinen war er bei drei Schritten immer einen voraus und mußte stehen bleiben, damit die Gefährten nur nachkommen konnten.

„Was hast Du's so hille, Aron?", fragte der Schneider, „willst noch nach Schul gehen? Die Sonne steht noch hoch. Deine Leut fangen noch nicht an zu oren."

„Was kümmert mich die Schul. Das Kaff ist noch weit, und ich muß mich umschauen. Ich hab Hunger und Durst, ihr Schneckenreiter."

„Heut abend fängt doch euer Neujahr an?" fuhr der Schneider unbeirrt fort.

„Verrückte Luder seid ihr doch", schnauzte der Müller darein, feiern Neujahr, wenn die Aeppel noch auf den Bäumen sitzen. Kann denn da ein Mensch am Sylvester einen Punsch oder einen ordentlichen Grog trinken?"

„Ich glaub, Peter, den söffest du auch in den Hundstagen." Und schon war er wieder ein paar Schritte voraus.

Dem Schneider ging der Atem aus.

„Nun wart doch, Aron, bist doch keine Eisenbahn."

„Warum bist du eigentlich Färber geworden?" fragte der Müller, nicht aus Wißbegierde, nur um ihn durch Sprechen zurückzuhalten.

„Warum bist du Müller geworden?"

„Weil mein Alter es wollte."

„Und ich Färber, weil meiner es auch wollte."

„Bist zum Handelsmann wohl zu dumm gewesen. Aber anschmieren kannst du die Leute ja auch so, kannst ihnen blauen Dunst vormachen und schlechte Sachen schön färben und als neu verkloppen."

„Wenns auf die Dummheit ankommt, Peter, dann hättst du Pastor werden müssen. Weißt doch, wie die Bauern sagen: Use Stöffelken sull Pastaur wern."

„Sag mir nix auf die Pastoren, Jud!"

„Fällt mir nicht ein. Der einzige gute Lehrer, den ich gehabt hab, war ein Pastor. Es tut mir heut noch beinah leid, daß ich ihn so oft geärgert hab.

„Du?"

„Ja, ich. Wo's einen Streich zu spielen gab, war ich an der Spitze. Einmal hatten wir Naturgeschichte. Das war uns zu langweilig. Da holte ich aus des Nachbars Stall den Bock und eine Ziege und band sie ans Katheder. Der Pastor kam ins Schulzimmer, machte große Augen

und schimpfte, was das Zeug halten wollte. Und der Bock meckerte, und wir kicherten. Ihr Teufelsbande, schrie er wütend, was soll das? „Herr Pastor", sagte ich ganz unschuldig, damit Sie uns an dem Ziegenvieh alles besser erklären können. Nu aber raus damit! schrie er, aber dabei schmunzelte er schon, und bis wir achtzehn Jungen die starrköppischen Biester wieder in den Stall gebracht hatten, war die Stunde glücklich rum."

Wieder war er schon voraus, und wieder begann der Schneider zu fragen.

„Warum bist du eigentlich nicht in Barmen geblieben, Aron? Da gab's doch Färbereien genug."

„Weil mich keiner von den Krauters haben wollte, die Muckers!"

„Warum nicht?"

„Weil ich Jude bin. Ja, vor zwei Jahren, 48, da hieß es: Völkerfrühling und Freiheit und Gleichheit, und ein Mensch ist so viel wie der andere. Und heute? Ein jüdischer Geselle? Gott bewahre, da laufen uns die andern davon!"

„Haben auch recht", brummte der Müller, „Betrügers seid ihr doch alle."

Da blieb der Lange stehn, wandte sich um und schrie mit zornerstickter Stimme:

„Alle? Mein Vater und meine Mutter waren's auch?"

„Auch."

Da stand er mit einem Satz vor ihm.

„Was willst du mir denn, du Dreifingermann?"

Aber im nächsten Augenblick schon hatte der Färber mit scharfem Griff des Müllers Kehle umschnürt und stieß wütend heraus: „Nu sag nein, oder ich erwürg dich!"

Der Schneider trat dazwischen.

„Sei doch vernünftig, Aron. In einem so dicken Kopp wie dem Peter seinen kann doch nicht lauter Ge-

scheitheit sitzen, die Dummheit will doch auch Platz haben, und was die Betrügerei angeht, wie singt das alte Lied doch?

Das Bäuerlein in die Mühle schreit,
Müller, hast mir das Mehl bereit?
Du hast mirs halbe gestohlen.

Da lachte der gutmütige Färber und ließ den Müller los. Der hustete und prustete eine Weile und dann zischte er:

„Verdammter Jud! Verfluchter Hund!"

Aber der Färber hörte es nicht mehr. Er war den beiden schon weit voraus. Die Lust am gemeinsamen Wandern war ihm vergangen, und nun eilte er mit weiten Schritten dem Städtchen zu.

Die Sonne spiegelte sich schon rotgolden in den kleinen Fensterscheiben, als er den Ort betrat. Er schaute sich nach beiden Seiten der Straße um und las die Schilder Haus um Haus. Hier wohnen viele Juden, dachte er, aber mit der Färberei sieht es schlecht aus.

Da kam ihm ein kleines Mädchen entgegen, ein schwarzes Büchlein in der Hand.

„Wo ist die Herberge zur Heimat?" fragte er.

„Bitte, zweite Straße rechts, dann erste Gasse links und dann wieder zweite rechts."

„Rechts, wie ich stehe, oder wie du stehst?"

„Natürlich doch, wie Sie stehen. Sie wollen doch dahin."

Solch genaue, sichere Auskunft hatte er selten bekommen. Gewöhnlich bezeichnen die so Gefragten rechts und links nur von ihrem Standpunkt aus. Sich in die Lage des andern zu versetzen, fällt den meisten Menschen so schwer und ist doch Vorbedingung jedes Verständnisses. Und die Kleine kann das schon.

„Gerade aus, wie Sie stehen und dann" — fing das Kind wieder an.

„Ich weiß schon", unterbrach er sie und sah sich das zierliche blonde Ding näher an. Nach ihrer Größe mochte sie etwa acht Jahre alt sein; aber die blitzenden, klugen blauen Augen verrieten ein höheres Alter.

„Wie alt bist du eigentlich, Mädel?" fragte er.

„Bald zwölf", wiederholte sie selbstbewußt.

„Und wohin willst du mit deinem Büchlein?"

Da guckte sie ihn scharf an.

„Sind sie Jude?"

„Ja, Kind".

„Heut ist doch Rauschhaschonoh. Ich muß zur Synagoge."

Und fort war sie.

Er sah ihr nach. Wie anmutig sie dahinwippte, wie ein Vögelein. Er wartete, bis sie um die Ecke verschwunden war. Dann schritt er eilends der Herberge zu.

Heut ist doch Rauschhaschonoh, summte es in ihm nach. Und vor ihm stieg ein kleines backsteinrotes Häuschen auf, und er stand mit dem Bruder und den beiden Schwestern in einem schmalen, hellerleuchteten Zimmer. Der Tisch war gedeckt, auf der weißen Zwehle lag der braune mohnbestreute Berches, der Vater machte Kidduſch, und die Mutter benschte die Kinder der Reihe nach und gab dabei jedem einen Kuß. Dann sagte er, der Jüngste, seinen Spruch her, denselben Spruch, den er, auf goldberandetem Papier sorgsam aufgeschrieben, dabei überreichte. Und dann setzten sich alle, froher Neujahrsgedanken voll, zu dem verlockenden Mahl . . . Nun waren die Eltern schon lange beide tot, die Geschwister in alle Welt zerstreut. Rauschhaschonoh !„Leschonoh tauwo tikosew. Zu einem guten Jahr sollst du eingeschrieben werden", kam es wie von selbst über seine Lippen. Wie das festsaß! Wie

lange hatte er nicht gebetet, wie lange war er in keinem Gotteshaus gewesen. Langsam schritt er der Herberge zu, leierte seinen Gesellenspruch her und ließ sich von dem Herbergsvater einen Platz anweisen.

Dann wusch er sich Hände und Gesicht, strich sich Haar und Kleider zurecht und suchte die Synagoge auf.

Der Gottesdienst hatte schon begonnen, und man sah sich nach ihm um, als er eintrat. Er stellte sich hinter einen Ständer der letzten Reihe und der Schammes reichte ihm ein Machsor. Leicht fand er sich darin zurecht. Von Kindheit an war ihm das Hebräische lieb und vertraut gewesen.

Es ging in dieser kleinen Synagoge nicht zu wie in einer Judenschul, wie die alte Redensart und das alte Wort für das jüdische Gotteshaus lautete. Mit der neuen Zeit war ein neuer Geist eingezogen. Es durfte nicht jeder einzelne mehr nach seinem Belieben die Gebetstellen, an denen er gerade hielt, laut singen oder sagen. Ordnung und Stille herrschten. Nur gewisse Gebete wurden vom Vorsänger oder der ganzen Gemeinde gesungen, alles klar abgezirkelt wie in einem wohlgepflegten Garten. Ob aber die feine Blume der Andacht da ebenso tief wurzelte und so hoch aufblühte wie in dem alten verwilderten Garten?

Der Gottesdienst war zu Ende. Die Leute beglückwünschten sich zum neuen Jahr und schüttelten sich freundschaftlich die Hand. Die Schul war schon fast leer, der Färbergeselle stand noch auf seinem Platz, um den andern den Vortritt zu lassen. Da sah er, wie die Kleine, die er auf der Straße getroffen, einen älteren Mann am Rock zupfte und eindringlich auf ihn einsprach.

„Nur zu, Vater!" fing er noch auf.

Gleich darauf kam der Mann auf ihn zu und fragte ihn, ob er nicht heut abend sein Gast sein wolle.

Er wies auf seinen abgetragenen schäbigen Anzug hin.

„Es ist ja keine Hochzeit," sagte der Mann lächelnd, „Ihr sollt nur Mauze mit uns machen und uns Gelegenheit zu einer Mizwoh geben."

Da folgte er ihm, und die Kleine trippelte eilig voraus, den Gast anzumelden.

„Ihr Kind wohl?" fragte er auf sie hinweisend.

„Ja, mein Lenchen."

„Ein kluges Kind."

„Unbeschrien!" und aus dem Worte klang heller Stolz. „Und nit bloß klug, auch gut. Immer zufrieden und fröhlich! Wenn sie in ein dunkles Zimmer kommt, wird es ordentlich wie lichter Tag. Kennt Ihr sie schon?"

„Ich hab sie heut auf der Straße gesprochen. Ist wohl Ihr einziges Kind?"

„Ich hab noch mehr, zwei Jungens, der eine ist schon im Geschäft, und der andere will Lehrer studieren", fuhr der Mann vertraulich fort. „Wißt Ihr, es kommt nit viel dabei heraus, das weiß ich am besten, ich bin Vorsteher in der Kille, aber er will's nu einmal, und wenn der Mensch was will, und es ist nichts Schlechtes, muß man ihn gewähren lassen. Brav und nit dumm sind sie auch beide. Aber das Kind übertrifft sie doch. Es ist, sagt meine Frau, als ob sie das Beste, was in uns beiden Alten steckt, geerbt hätte, und nur das Beste. Und ich hab eine gute Frau. Was seid Ihr eigentlich?"

Sie standen gerade im Lichtschein eines hell erleuchteten Fensters. Der Geselle hob seine Hände hoch und spreizte die blauen Finger.

„Da können Sie es sehen."

„Was denn?"

„Ich bin Färber."

„Und heißen?"

„Aron Westheimer."

„Und Färber? Ein jüdischer Färber. Das hat man nit öfters. Ist aber gut so, besonders in unserer Zeit. Ein jüdischer Handwerker? Was Neues, aber was Gutes. Sie sagen ja immer, wir wären zu faul für Arbeit mit den Händen, es brächte uns zu wenig ein, darum gingen wir auf den Handel aus. Aber sie denken gar nit daran, daß bis auf unsere Tag kein Jude ein Stück Land kaufen konnt, kein Meister einen jüdischen Lehrling genommen hätt. Gut, daß es nu anders kommt. Wir wollen Broche machen über den jüdischen Handwerker. Der jüdische Bauer muß auch noch kommen."

Der Vorsteher, der sich gern als aufgeklärten und fortgeschrittenen Mann gab, ahnte nicht, wie schwer es der Handwerksmann an seiner Seite hatte, wie viel Unbill und Ungerechtigkeit, wie viel Härte und Schimpf er in seinen Lehrlings- und Gesellenjahren zu erdulden gehabt hatte. Es tat dem Färber darum doppelt wohl, einmal ein Wort der Anerkennung zu hören. Und als sein Führer nach einigen Schritten noch hinzufügte: „Da sind wir schon zu Haus. Scholaum aleichem!", da klang es ihm aus voller Seele zurück: „Aleichem scholaum!"

Friede mit euch! Mit euch sei Friede!

Sinnt einmal nach, gibt es unter allen Grüßen der Welt auch nur einen einzigen, der diesem an Tiefe, an Innigkeit und Größe gleichkäme? Friede! Alles Herzensglück und alle Erdenseligkeit liegt darin.

Die noch jugendliche Hausfrau von kleiner rundlicher Gestalt in weißem Festkleid empfing ihren Mann mit strahlendem Gesicht, und auch für den fremden Gast hatte sie ein herzliches Wort. Offenbar hatte das Kind schon auf ihn vorbereitet. Er mußte sich mit zu Tisch setzen, und die Süßäpfel, das übliche Festgericht, das die Süße des kommenden Jahres andeuten sollte, schmeckten ihm, als ob

er noch nie so etwas Köstliches genossen. Wie wohl das tat, nach langer Zeit wieder einmal von dem Frieden eines Hauses umfangen zu sein!

Nach der Mahlzeit wollte der junge Geselle sich entfernen; aber der Hausherr bat ihn, noch zu bleiben. Er sei gewiß schon weit umhergekommen, was es denn Neues in der Welt gäbe? Ob er auch schon aus Deutschland raus gewesen sei? Was? Schon in Frankreich, in Paris sogar? Auch in Italien schon? Er solle doch mal erzählen.

Und nun erzählte er von seiner Wanderschaft durch Süddeutschland. Die Berge hinauf und hinunter, die Bäche entlang und die Ströme hinüber, machte Rast in Rotenburg an der Tauber, dem wundersam verzauberten Städtchen mit dem großen, schönen Rathaus und den vielen wuchtigen Türmen, alles so aus uralten Zeiten, daß man ordentlich staune, daß die Menschen da heute in modischen Kleidern gingen. Und dann wanderte er weiter nach den bayrischen Seen, dem dunkeln Kochelsee und dem waldgrünen Walchensee, und weiter nach Tirol hinüber zu dem hellblauen Achensee. Diese Seen seien noch schöner als die wolkenhohen, schneebedeckten Alpen, sie hätten so was menschlich Liebes an sich, guckten einen an wie ein gutes Auge, aber jene Berge seien wie die wilden Riesen, von denen die alten Sagen erzählten, daß sie mit Baumstämmen und Felsen umherwürfen und jeden Augenblick einen zerschmettern könnten.

Die kleinen Bächlein und Wässerlein aber, die immer von den Bergen hinunterliefen, die seien wie die Kinder. Was sie nicht alles zu schwatzen und zu erzählen hätten! Und wie die Länder wechselten, so auch die Menschen, bald trübe und ernst und verschlossen, bald heiter und froh und gesellig. Je weiter nach Süden, je sonniger und leichteren Sinnes, aber auch je leichtsinniger. Doch Lust und Leid,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Liebe und Haß da wie dort. Und die Welt sei überall schön. Eine grünende Wiese sei auch schön, ein blühender Dornstrauch eine wahre Augenweide, und ein Kornfeld im leisen Wind, als ob einem die Hand Gottes über die Backen ginge. Aber, wenn er daran dächte, wie er in Genua einmal durch das Tor eines großen Palastes, der an den Berg hinauf gebaut war, gesehen, und wie da sein Auge das Treppenhaus hinauf über die Marmorstufen gesprungen von einer Terrasse zur andern, von einer Bildsäule zur andern, und wie da ganz oben im Garten mitten im Winter ein dunkelgrüner Baum mit leuchtend goldnen Früchten gestanden, da habe er doch geglaubt, das müsse der Eingang zum Gan Eden sein. Ja, gewiß, die Welt sei überall schön, auch hier bei uns; aber wie groß und wie schön sie sei, die ganze Herrlichkeit Gottes, das ginge einem doch erst auf der Wanderschaft auf.

Wohl eine Stunde lang hatte er so erzählt, Erinnerung kam auf Erinnerung, Erlebnis auf Erlebnis, heitere und trübe. Er verschwieg auch nicht, wie er zuweilen gehungert und gefroren, wie Meister und Gesellen ihn, den Juden, oft verhöhnt, wie der Deckel, der Gendarm, ihn angefahren, wie er manchesmal Platte gerissen, im Freien übernachtet habe; aber auch wie lustig es immer wieder gewesen, wie oft er gute Menschen angetroffen und wie doch nichts über das Wandern ginge.

Und während seine Zuhörer ihm gespannt lauschten und Lenchen seine Worte mit halboffenem Munde einsog, ward ihm selbst zum erstenmal bewußt, daß er nicht des Handwerks wegen, nicht weil es so Sitte und Brauch war, daß er eigentlich nur der Wanderschaft wegen auf die Wanderschaft gegangen, ja, daß er vielleicht nur des Wanderns wegen Handwerksmann geworden war.

„Seid morgen zu Tisch wieder unser Gast", war der Dank, womit der Vorsteher ihn entließ.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am folgenden Nachmittag ging er mit zum Taschlichmachen. Die Sonne schien matt vom stahlblauen Himmel, und der Herbst schlich gebückt über die Stoppelfelder, um die letzten Aehren zu sammeln. Eine leise Wehmut flog wie die Sommerfäden über das Land, und die Alten gingen mit ernsten, schweren Gesichtern zu dem rinnenden Bach. Die Kinder aber waren fröhlicher Dinge. Wie junge Hunde liefen sie hin und her, hatten bald dies, bald das zu sagen oder zu fragen. Es war das einzige Mal im ganzen langen Jahr, daß die Eltern mit ihnen spazieren gingen, und nun gar noch ins Feld, ins Freie, und die ganze Gemeinde zusammen.

Abseits vom Landwege, wo zwischen hohen Weiden ein Fußpfad in die Alme mündete, versammelten sich alle. Der alte, kränkliche Lehrer trug das übliche Gebet vor, halb singend, halb sagend, in einem klagenden Ton. Und dann murmelte groß und klein den alten Spruch:

Meine Sünden sollen fortfließen,
Sollen fortschießen,
Und immer werden gedacht,
Vor Schem jisborach gebracht.

Unwillkürlich mußte Aron Westheimer denken: O weh, wenn die Sünden nun mal herausspazierten aus der Seele, zum Wasser hin, sichtbar, ganz nackt, das gäbe ein Gewimmel und einen Anblick. Eine schöne Gesellschaft das! Entweder liefen die Menschen weg oder die Wasser. Und wie er sich das auf dem Heimweg noch ausmalte und sich lächelnd Einzelheiten vorzustellen versuchte, da sprang es ihm zur Seite und fragte mit heller Stimme:

„Herr Westheimer, hat Sternaus Moses oder Max, wie er sich jetzt nennt, nun recht, wenn er über das Taschlichmachen lacht und sagt, es sei nur Stuß, nur Unsinn."

„Kind, Verlachen ist leichter als Verstehen."

„Aber glauben Sie, Herr Westheimer, daß nun all unsere Sünden weg sind? Dann brauchen wir ja eigentlich keinen Jomkippur mehr."

„Das Taschlichmachen ist nur ein Symbol."

„Was ist das, ein Symbol?"

„Ein Symbol ist, ein Symbol — sieh, Kind, alles in der Welt hat zwei Seiten. Die eine sehen wir, und die andre sehen wir nicht. Die Dinge sind etwas und bedeuten auch etwas. Wenn Schmutz in ein lebendiges, reines Wasser kommt, und wenn das Wasser ein paar Fuß weiter geflossen über Geröll und Gestein, dann ist es wieder ganz klar. Unsere Seele ist ein fließendes Wasser. Die Sünden und die bösen Gedanken sind der Schmutz. Die Reue aber und das Leid sind das Gestein, die nehmen das Unreine fort, daß die Seele wieder rein wird. Nur ein Symbol ist das Taschlichmachen. Vielleicht ist unser Leben auch nur ein Symbol, doch das verstehst du nicht, Kind."

Die Kleine schwieg einen Augenblick, aber dann fragte sie wieder mit eindringlicher, fast bittender Stimme:

„Herr Westheimer, warum sind Sie nicht Lehrer geworden?"

Er sah erstaunt zu ihr nieder.

„Wie kommst du darauf, Lenchen?"

Es war das erstemal, daß er sie mit ihrem Namen nannte, und ein heller Glanz leuchtete in den dunkelblauen Augen auf, und eine dankbare Freude rötete das zarte Gesicht des Kindes.

„Wie kommst du darauf?" wiederholte er, als sie noch schwieg.

„Weil Sie so schön sprechen können, Herr Westheimer, und weil Sie uns gestern Abend eine so schöne Geographiestunde gegeben haben."

„Geographiestunde?"

„Es ist sonst die langweiligste von allen. Namen, Namen und nichts als Namen. Man kann sich gar nichts dabei denken, und wenn man sie heute gelernt hat, hat man sie morgen schon wieder vergessen. Aber, was Sie erzählt haben, behalt ich mein Leben lang. Sie hätten Lehrer werden müssen."

Da streckte er ihr seine rechte Hand hin. Sie hatte es schon längst bemerkt, daß ihm der Zeigefinger fehlte und der Mittelfinger nur noch halb da war, aber trotzdem schrak sie zusammen und fragte stotternd: „Wer hat das getan?"

„Einer, der mich ganz lieb hatte, mein Bruder. Er hieb sich einen Stock zurecht. Ich stand dabei, ich war erst zwei Jahre alt, und griff nach den Spänchen. Mein Bruder sah es nicht, das Beil sauste nieder, und da lagen die schönen Fingerchen."

„O Gott!"

„Ist nicht so schlimm. Aber das Schreiben ist mir schwer geworden, und ein Lehrer muß eine gute Handschrift haben, und ordentlich prügeln muß er auch können, nicht wahr, Lenchen?"

„Ich hab noch nie Prügel bekommen. Mir wird das Lernen ganz leicht."

„Ist mir auch grad nicht schwer geworden. Einmal wär ich beinah Rabbiner geworden."

„Rabbiner?" Und sie sah mit großen, erstaunten Augen zu ihm empor.

„Nur in der Schule und nur zum Spaß. Ich besuchte die Rektoratsschule. Ein alter würdiger Pastor war unser Lehrer. Eines Morgens, als er in die Schule kam, riefen ihm die andern Jungens zu: Herr Pastor, Westheimer will Rabbiner werden! Da machte er ein ernstes Gesicht und wandte sich zu mir: Meinst du, das ginge so

leicht? Ja, schrien die Jungens, er hat gesagt, predigen könne er schon so gut wie ein Pastor. Solch ein eingebildeter Judenjunge! rief der Pastor, da soll er es mal gleich probieren, schnell aufs Katheder. Du unverschämter Einfaltspinsel, dann wollen wir's mal hören. Ich zögerte noch, da schoben mich die andern jubelnd aufs Katheder. Einen Augenblick stand ich verlegen da, dann schrie ich Ruhe! Ruhe! Da wurden sie still, und ich fing an den Schirhamalaus zu sagen, erst auf hebräisch, dann auf deutsch.

Das ist ganz schön, sagte der Pfarrer lächelnd, aber das ist nur ein Psalm, das ist noch keine Predigt. Also weiter. Und da fing ich an: Mein geliebtes Publikum, die Welt ist dumm, aber mein geliebtes Publikum — weiter kam ich nicht, die Jugens lachten so unbändig, daß ich aufhörte und vom Katheder hinunterlief. Aber die erste Stunde war zu Ende, und ich hatte was gelernt."

„Was denn?"

„Bescheidenheit, mein Kind. An den Rabbiner habe ich in Wirklichkeit nie gedacht; aber auch vor dem Lehrer war mir bange."

„Bange?"

„Vor zweierlei. Ich bin als Schüler ein rechter Taugenichts gewesen, das hast du eben schon gehört, und ich fürchtete, die Kinder könnten mir auch mal die Stunden schwer machen."

„Ich glaub, wir hätten schon Respekt vor Ihnen."

„Und dann, ich kann nicht recht singen."

„Singen? Das ist doch das Leichteste auf der Welt. Ich kann alle Melodien und alle Niggins! Wenn ich einen Lechodaudi einmal höre, sing ich ihn gleich nach."

„Ja, Lenchen, wer es kann, der kann es. Und schön ist es, daß du es kannst."

Da kamen die Eltern hinzu, und die Unterhaltung brach ab. Lenchen dachte, sie sei doch ebenso schön gewesen wie die Geographiestunde, und Aron Westheimer wunderte sich mit leisem Bedauern, wie er dazu gekommen, diesem Kinde so viel von sich zu erzählen. Aber, wenn man es ansieht, dachte er, sich selber entschuldigend, muß man Vertrauen zu ihm haben, es ist wie einer dieser klaren, tiefen Bergseen, sie nehmen alles in sich auf.

Drei Tage später begab sich Färber Westheimer wieder auf die Wanderschaft. Sein Weg führte am Schulhause vorbei. Schon von weitem hörte er das Lärmen und Lachen der Kinder. Lenchen stand auf der Straße vor der Türe, umherspähend, als ob sie auf jemanden warte. Er wunderte sich, daß die Schule noch nicht angefangen habe, da erklärte sie ihm, sie finge heute überhaupt nicht an, der Lehrer habe zu ihrem Vater geschickt, er könne heut nicht unterrichten, er sei krank.

„Das wird eine Freude geben," sagte der Färber, „wenn du mit deiner Botschaft kommst."

Sie erwiderte erst nichts, sah einen Augenblick an ihm hinauf und hinab, als ob sie seinen Anzug prüfe, und dann sprudelte sie heraus: „Herr Westheimer, geben Sie uns eine Stunde!"

„Wohin denkst du, Kind! Ich bin doch kein Lehrer."

„Tun Sie's nur. Eine Geographiestunde, bitte, bitte!"

„Damit die Kinder mich auslachen!"

„Sie werden es ganz gewiß nicht. Sie werden sich freuen, ich weiß es ganz bestimmt. Sie tun es? Ja? Bitte, bitte! Ich will es ihnen schon ansagen!" Und damit sprang sie die Treppe hinauf.

Der junge Färbergeselle schwankte noch einen Augenblick, was zu tun. War es nun die Lust an einem kleinen

Abenteuer, die alte Freude an losen Streichen, oder war es das schmeichelnde Bitten der Kleinen — langsam folgte er ihr.

Die aber hatte inzwischen die Kinder in ihrer Weise vorbereitet, hatte ihnen erzählt, daß in dem Gast, der die Feiertage bei ihnen gewesen, ein heimlicher Lehrer stecke, der gleich eine Probestunde geben wolle. Wenn er nun frage, was sie in der ersten Stunde hätten, dann sollten sie sagen: Geographie. Geographie sei das Schwerste, da könne er sich mal die Zähne dran ausbeißen.

Und da trat er schon herein.

Die Kinder standen auf.

„Guten Morgen, Herr Lehrer!"

„Guten Morgen!" erwiderte er forsch, legte Felleisen und Stock auf einen Stuhl und trat schnellen Schritts auf den Katheder.

Dann sah er sich die Schar an. Etwa dreißig Kinder, Knaben und Mädchen, im Alter von sechs bis vierzehn Jahren. Und sah, wie einige Dutzend Augen ihn mit neugierigen Blicken musterten, und glaubte, in jedem Blick die Frage zu lesen: Das ein Lehrer? In solchem Anzug? Und mit Ränzel und Stock? Ein Lehrer?

Da ward er unsicher. Die Kinder standen und warteten, und er stand und wartete auch. Und er sann, womit beginnen? Und die Gedanken jagten rückwärts zu der eigenen Schulzeit, und da erinnerte er sich, mit welchen Worten die Lehrer jedesmal den Unterricht begonnen hatten. Und hastig kams heraus: „Wo sind wir zuletzt stehen geblieben?"

Die Kinder drehten die Köpfe, guckten einander erstaunt an, und ein Vorwitz sagte laut: „Auf derselben Stelle, auf der wir jetzt noch stehen."

Da lachten schon einige laut und unverschämt.

Hilflos blickte er umher, bis sein Auge auf Lenchen haften blieb. Die zeigte auf und fragte bescheiden: „Dürfen wir uns setzen?"

„Aber gewiß, natürlich, Kinder, setzt euch doch nur!" erlaubte er in gönnerhaftem Ton.

Gott sei Dank! Da saßen sie. Aber wie nun weiter?

Unwillkürlich drängte es sich ihm auf die Lippen: Geliebtes Publikum — aber er zwang es noch hinter die Zähne zurück, schloß den Mund messerscharf, kniff die Augen ein und zog die Stirn in finstere Falten. Hu, dachten die Kinder, der kann furchtbar strenge sein, und waren mäuschenstill.

Aber nur ein Weilchen. Da fing es schon an zu wispern und zu tuscheln, und die Füße machten sich hörbar.

Wieder zeigte Lenchen auf; aber ohne zu warten, bis er sie bemerkte, fragte sie: „Darf ich heute beten?"

„Jawohl, mein Kind, natürlich."

Da stand sie auf und sagte laut das Schulgebet, und die andern sprachen es leise mit.

Er nickte ihr mit dankbarem Blick zu. Inzwischen hatte er sich besinnen können und fragte nun mit energischer Stimme:

„Was habt ihr in der ersten Stunde?"

„Religion."

„Nein, Geographie."

„Nein, Religion!"

„Geographie!"

„Religion!"

„Geographie! Geographie!"

Und die Geographie hatte die Mehrheit.

„Also Geographie," entschied er bekräftigend.

„Und was habt ihr zuletzt durchgenommen?"

„Den Rhein."

„So so, den Rhein, den Rhein, so so. Was wißt ihr denn davon?"

Und der Erste schnurrte her: „Der Rhein entspringt auf dem St. Gotthard, fließt durch den Bodensee, hat bei Schaffhausen einen Wasserfall, macht ein Knie bei Basel und eins bei Mainz und mündet unweit Rotterdam in die Nordsee. Seine rechten Nebenflüsse heißen: Neckar, Main, Lahn, Sieg, Ruhr, Lippe; seine linken —"

„Genug. Das war brav. Hat auch schon einer von euch mal den Rhein gesehen?"

Kein Finger erhob sich.

„Dann will ich euch von ihm erzählen."

Und nun erzählte er zuerst von dem großen weißhaarigen St. Gotthard und von seinem kleinen Jungen, dem Rhein, der ihm lachend in hellen Sätzen davonspringt, erzählte, wie der Junge größer und größer wird, den Bodensee durchschwimmt und bei Lauffen sich mit tollem Brausen und Schäumen die Felsen hinunterstürzt, wie er dann immer gesetzter und ruhiger wird und willig Kähne und Boote und Schiffe mitnimmt. Und erzählte von allem, was er auf seinem Wege sieht und hört, von den Weinbergen und den Winzern, von den Wäldern und den Flößern, von den großen Städten und den alten Ritterburgen, von dem hartherzigen Bischof Hatto und von der schönen Lorelei, von den heitern, lustsprühenden Menschen, die zwischen den Hügeln werken und singen, und von den ernsten, schweigsamen Leuten, die die Ebene durchpflügen, bis er zuletzt selber langsam und breit wie ein alter, bedächtiger Holländer Schiffer dem Meere zuschleicht — und erzählte das alles wie einer, der nicht nur den Rhein auf- und abgewandert, nicht nur ihn zu Berg und Tal gefahren, der auch alles mit hellen Augen gesehen, mit warmem Herzen erlebt hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Kinder hörten mäuschenstill zu, und als er geendet hatte, rang sich ein staunendes Ah! von ihren Lippen.

Da griff er schnell nach Ränzel und Wanderstab, rief: „Adjö, Kinder!" und eilte zur Tür hinaus, wie einer, der ein schweres Unrecht getan.

„Wir danken auch!" scholl es ihm auf der Treppe nach, und er meinte, Lenchens Stimme vor allen andern hell und heiß in dem Ruf gehört zu haben.

Noch drei Jahre lang dippelte Aron Westheimer als Kunde die Landstraßen auf und ab, kehrte in den Herbergen zur Heimat ein und fragte „mit Gunst" bei den Zunftmeistern nach Arbeit. War der Meister da, so nahm er sich vor, seßhaft zu werden, nahte aber der Frühling, dann hieß es:

Herr Meister, wir wollen rechnen,
Jetzt kommt die Wanderzeit;
Ihr habt uns diesen Winter
Gehudelt und geheit.

Und mit Felleisen und Wanderstecken, das Sträußel am Hute, den Lederbeutel gefüllt und das Herz voll Wanderlust, ging es zum Tor hinaus:

Durch Franken und Schwabenland,
Durch Schweizerland zugleich,
Tirol wie auch in Steiermark,
Ins Ungarland hinein.

Weil's uns da gefallen nicht,
Marschieren wir nach Böhmen,
Von Böhmen da nach Sachsenland,
Da sind die Jungfern schöne.

Was ich nicht erlerne, muß ich erwandern, dachte er. Und so wanderte er durch das Reich und freute sich an Wald und Wiese, an Strömen und Seen und besah sich

alle Merkwürdigkeiten in Stadt und Land. Bestaunte in Hamburg, wie es die Wandersitte gebot, den paukenschlagenden Esel und in Paderborn die drei Hasen im Domfenster, deren jeder zwei Ohren und die zusammen doch nur drei haben. Der Jungfern schöne sah er auch genug, war aber keine darunter, die ihm ans Herz rührte.

Im dritten Winter zog er sich ein Fußleiden zu, und der Fingerstumpf schmerzte mehr als je. Da nahm er sich vor, das Fechten zu lassen, zumal die Wittib, bei der er in Arbeit stand, ihn gut behandelte und ihm andeutete, sie wolle ihm Werkstelle und Kramladen ganz überlassen, wenn er nur eine kleine Anzahlung machen könne. Das hätte er nun schon gekonnt, ein kleines Erbe stand ihm noch zu, wenn nur der Frühling dieses Jahr nicht so verflucht früh gekommen wäre, die Bäume so merkwürdig reich geblüht und die Vögel so unerhört schön gesungen hätten. Da mußte er hinaus, mußte, wie treuherzig ihn auch die Alte zum Bleiben mahnte. „Es ist mir ja ganz einerlei, ob Jude oder Christ, aber mein Seliger hat die Färberei angefangen, und da möcht ich doch, daß sie weiterbestände." „Ich komme zum Herbst wieder," versprach er, „und dann wollen wir sehen."

Und vierzehn Tage nach der Aufsagefrist, an einem Sonntag, nahm er Abschied. Sie gab ihm den alten Wanderspruch mit auf den Weg, wie sie ihn oft von ihrem Manne gehört hatte: „Grüße mir Meister und Gesellen, so weit das Handwerk redlich ist. Ist es aber nicht redlich, so nimm Geld und Geldeswert und hilf's redlich machen. Ist's aber nicht redlich zu machen, so nimm dein Bündel auf den Nacken, und nimm deinen Degen an die Seiten, und laß Schelme und Diebe sitzen." Und aus eigenem gab sie noch hinzu: „Sieh weiter, als dein Weg läuft, der Groschen, den du nicht vertrinkst, ist doppelt verdient, geh mit andern zusammen, aber

halte dich allein, und die schönste Wanderung muß in einem Haus enden."

Dann, als er schon den Fuß gewandt: „Vergiß Oeldesheim nicht!"

„Zum Herbst komm' ich wieder!" rief er zurück.

Sie schüttelte den Kopf; aber als die Vögel in wärmere Länder zogen, war er wieder da.

Und Aron Westheimer wurde Besitzer der Färberei und des Kurzwarengeschäftes von Heinrich Meyer. Der alte Name blieb bestehen, nur ein „Nachfolger" wurde noch dahinter auf das grüne Firmenschild gemalt. Einen Gesellen hatte er sich gleich mitgebracht, einen lustigen, jungen Rheinländer, der tausend Schnurren erzählen und tausend Lieder pfeifen konnte. Natürlich stand er mit dem Meister auf du und du.

Anfangs schien alles vortrefflich zu gehen. Zwei arbeitskräftige, arbeitsfrohe junge Kerle, wenn es denen nicht glücken sollte! Und sie griffen mit festen Händen zu, eine ganze Woche lang. Da kam der Samstag. Das war er schon dem Andenken seiner Eltern, der Rücksicht auf die Glaubensgenossen in dem kleinen Städtchen schuldig, am Sabbath durfte er nicht arbeiten und auch nicht für sich arbeiten lassen. Und am Sonntag, da mußte Xaver, der Geselle, doch auch seinen Feiertag haben. Und:

Montag ist des Sonntags Bruder,
Dienstag liegen sie auch noch im Luder.

Nein, so arg trieben sie es nicht. Es war so schon eine starke Belastung für den kleinen Betrieb, zwei Ruhetage in der Woche. Doch was macht das, wenn man abends so viel länger arbeitet. — Eine Zeitlang ging das auch. Aber dann erklärte der Geselle, Feierabend sei Feierabend, und ging zur Herberge. Und der Meister ward verdrießlich, und, um seinen Aerger hinunterzuspülen,

ging er ins Wirtshaus. Erst aus Verdruß, dann aus Langeweile, zuletzt aus Gewohnheit.

Nach und nach bildete sich ein Kreis von Handwerkern, mittleren Beamten und kleinen Geschäftsleuten um ihn. Alle hatten den fröhlichen, gesprächigen und doch so bescheidenen jungen Mann gern und hörten mit Staunen und Andacht zu, wenn er von fremden Ländern und Völkern, von seinen Erlebnissen und Abenteuern erzählte. Von allem, was er als Jude erlebt und erlitten, was er in der Werkstelle wie in der Eßstube, auf der Landstraße wie in der Herberge an Hohn und Mißachtung zu erdulden gehabt, schwieg er. Es hätte den jüdischen Zuhörern wehtun und die andern verlegen machen können. — Hatte er eine Weile erzählt, dann trat das Kartenspiel in seine Rechte. Sechsundsechzig, Napoleon und Klawerjas. Eigentlich war er kein Freund davon, aber als guter Gesellschafter durfte er sich nicht ausschließen, durfte im eigentlichsten Sinne kein Spielverderber sein. Und die paar Groschen, die man schlimmsten Falles dabei verlor, was machten die denn aus! Eine einzige Schürze verkauft, und es war wieder eingebracht.

Das Ladengeschäft, so wenig er auch davon verstand, behagte ihm besonders. Mit den Leuten zu scherzen und zu plaudern, sich die Stadtneuigkeiten berichten zu lassen, das war so ganz nach seinem Sinn. Auf die Färberei würde der Xaver schon achten. Aber der Xaver achtete nicht darauf, und der Winter war noch nicht zu Ende, als er schon den Wanderstecken ergriff. Ein neuer Geselle kam und ging, und wieder ein anderer und noch einer. Es war nur noch ein Gehen und Kommen, ein Kommen und Gehen. Merkwürdig, daß sie alle es nur so kurze Zeit bei ihm aushielten. Er behandelte sie doch gut. Sollte es doch vielleicht nur der jüdische Meister sein, der ihnen nicht zusagte?

Im dritten Winter gab er den Gesellen ganz auf und nahm statt seiner eine ältere, sprechgewandte Magd, die im Laden helfen konnte, damit er selber sich mehr der Färberei widmen konnte. Das schien zu glücken. Die Ware ging besser ab, denn je zuvor. Wenn er nur mehr Kapital gehabt hätte! Da er immer auf Kredit nahm, mußte er um so teurer zahlen. Und das alte Sprichwort: „Borgen macht Sorgen," fing an, auch bei ihm zum Wahrwort zu werden. Wie ganz anders die Sprichwörter doch aussehen, wenn sie erst Blut aus unserem Leben getrunken.

Den Wirtshausfreunden konnte natürlich die häufige Mißstimmung des sonst so lustigen Gefährten nicht verborgen bleiben. Und eines Abends gesellte sich einer von ihnen, der Manufakturist Waldbaum, auf dem Heimweg zu ihm und fragte, was ihm denn eigentlich in die Quere gekommen. Er sei gar nicht mehr der Alte, oder vielmehr er sei nicht mehr der junge, der fröhliche, lebenslustige Aron Westheimer. Ob ihn Sorgen drückten oder sonst etwas? Nein? Dann wisse er, was ihm fehle. Die Frau fehle ihm. Er müsse heiraten, bald. Er sei noch zu jung? Ach was, jung gefreit, hat niemals gereut. Er wisse schon die rechte für ihn, eine Verwandte, ein sehr ansehnliches, kluges Mädchen, aus guter Familie, geschäftskundig und auch vermögend. Sie sei nicht mehr ganz jung; aber das gliche sich dann ja fein aus mit seinen eigenen Jahren. Beider Alter zusammen, durch zwei dividiert, das gäbe den rechten Durchschnitt. Und eine frische Kraft im Geschäft und neues Kapital — ob er sie sich nicht mal beschauen wollte? Warten? Worauf? Bis er die Rechte träfe? Warum dem Zufall überlassen, was ein guter Freund viel besser verstände. Die Juden, die so zerstreut wohnten und sich nicht umsehen könnten unter den Töchtern des Landes, seien auf solche Freund-

schaftsdienste angewiesen. Habe doch auch Abraham seinen Diener Elieser auf die Suche geschickt. Ansehen könne er sie sich doch mal, ansehen koste nichts. Nun? Nein? Er wolle aus Liebe heiraten? Natürlich, solle er auch. Aber die Liebe vor der Ehe sei gar nicht so wichtig, die Hauptsache sei die Liebe in der Ehe. Und bei ordentlichen Menschen käme die von selber, zumal wenn erst Kinder da wären. Kinder, das sei ein Glück, ein wahrer Himmelssegen. — Und dann erzählte er von seinen Kindern und von seiner Frau und seinem Glück, ließ auch leise mit einfließen, welch ein Vorteil es für einen jungen Mann wäre, mit solchem Hause und solchem Geschäft wie das seinige sei, verbunden zu sein.

Der Schwall der Worte und Gründe ergoß sich über Aron Westheimer in einer Fülle, daß er ganz durchweicht davon wurde und zuletzt widerstandslos einwilligte, den übernächsten Sonntag mit ihm auf Brautschau zu gehen, für morgen sei es zu spät.

Als er halbverwirrt, halb verdrießlich über seine Zusage nach Hause kam, wollte er sich noch an einem Buche aufrichten, steckte sich die lange Pfeife an und griff nach seinem Schiller. Umsonst. Der Kopf wollte nicht mit. Er riß das Fenster auf und blickte in die dunkle Frühlingsnacht. Noch sproßte kaum das erste Grün an den Büschen, aber ein wundersamer Duft stieg von der Erde zu ihm empor und ließ sein Herz in leiser Erregung zittern. „Jetzt wandern können", hauchte er, „wandern!" Und unwillkürlich war er wieder auf der Wanderschaft, stromauf und stromab, über Hügel und Höhen, und Bild auf Bild stieg vor ihm auf. Und auf einmal — wie kam es nur? — stand er mitten in dem kleinen westfälischen Städtchen, und eine Kinderstimmer schlug an sein Ohr: „Heut ist doch Rauschaschonoh!" Und da saß er mitten in einem traulichen jüdischen Hause.

Daß er nie wieder dahingegangen! Er hatte es sich oft genug vorgenommen. Aber was alles hatte er sich nicht schon vorgenommen und ließ sich doch treiben, wie es kam. Bettler und Wanderer machen keine Umwege, hatte er sich mit der alten Redensart getröstet, und war frischen Schrittes doch manchen Umweg gegangen. Auf Brautschau gehen — es widerstrebte seiner innersten Natur; aber er fühlte, er werde doch den Weg gehen, werde vielleicht sogar, nein, das werde er nicht. Nie und nimmer werde er das. Am besten, er zöge seine Zusage gleich zurück. Oder frage jemanden um Rat. Aber wen denn? Den Rektor Hast vom Stammtisch, der immer so freundlich zu ihm war, weil er, wie er scherzend sagte, für seine Geographiestunde so viel von ihm lernen könnte? Nein, er schämte sich vor ihm. Konnte er zu ihm über seine geschäftlichen Sorgen, über Heiratsabsichten sprechen? Wenn er nur jemanden wüßte, einen, der so wäre wie der Vater des kleinen Mädchens — hieß sie nicht Lenchen? Zu dem könnte er Vertrauen haben. Wie stand der so ehrwürdig, so gütig vor seiner Seele. Zu ihm hinfahren? Ihm seine Not klagen? Unsinn, dem fremden Mann.

Hin und her gingen seine Gedanken, und als er sich zermürbt auf sein Lager warf, spannen sie sich im Traum weiter. Und er stand an der Alme und murmelte: Meine Sünden sollen fortfließen, sollen fortschießen. Und aus der Tiefe des Wassers stieg eine Gestalt empor, überlang, blutlos, in sich zusammengesunken, wie ein Leib ohne Knochen. Kennst du mich? Ich bin deine größte Sünde. Aber im selben Augenblick faßte ein kleines Mädchen die schlaff herabhängende Hand des Langen: Komm nur, ich weiß den Weg, und da zog er sich zusammen, ward fest und sehnig, und da war er es selber, den sie anfaßte und zum Katheder führte: Bitte, geben

Sie uns eine Geographiestunde. Da lachten alle Kinder in der Herberge halblaut auf, und eines stimmte an: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben! Er wollte mitsingen, riß den Mund auf und wurde wach. — Ein heller Sonntagmorgen blickte durch das Fenster.

Da hielt's ihn nicht mehr länger. Was Geschäft, was Färberei! Hinaus! Hinaus! Und er schritt, nein, lief durch das Städtchen auf die Landstraße, in die Felder. Wie die Lerchen jubilierten! Mir nach, mir nach, in den Himmel hinein! Ja, wer fliegen, wer nur singen könnte! Da kam ihm schon ein Frühlingslied aus der Kehle, falsch, falsch, daß die kleinen Halme sich kichernd bogen. Aber er sang es trotzdem unbekümmert zu Ende. Und er lugte nach den ersten Blättchen an den Büschen, nach den ersten Blümchen im Grase aus. Da ein Marienblümchen und da, wirklich, ein Veilchen! Der Frühling ist jetzt noch wie ein kleines Kind, dachte er. Man hört jeden Laut, sieht jedes Lächeln, jedes Augenzwinkern, wie es die Händchen bewegt und mit den Füßchen strampelt. Später kann es so viel, daß man es gar nicht mehr fassen kann.

Und von den Feldern schritt er in den Wald. Noch sah der Himmel tief hinein, noch konnte sich die Sonne an jeden Stamm legen. Alles sah noch winterlich aus. Und doch, da war ein Etwas, das ihn erquickend, beseligend in Sinn und Seele zog. War es die Luft? War es der Duft? Die feuchte Wärme? Die wunderlich laute Stille? Langsam, bedächtig schritt er von Baum zu Baum, und er meinte, gleich müsse eine Orgel anstimmen. —

Die Messe war schon aus und sein Laden geöffnet, als er heimkehrte. Er trat gleich hinein. Die Magd war geschäftig am Bedienen. Da schlug eine helle und doch

weiche Stimme an sein Ohr. Wo hatte er die schon gehört? Wo doch?

„Kann ich den Herrn nicht selber sprechen?"

„Nein, nein, es geht nicht in so kurzer Zeit. Wir haben zu viel zu tun."

„Was geht nicht?" fragte er hinzutretend.

„Das Jackett soll gefärbt werden, in einer Woche."

„Bitte, wenn es eben geht, Herr Westheimer, bitte."

Wieder die Stimme. Und ein kleines, zierliches Persönchen wandte sich ihm zu, und ein Paar großer, leuchtender Augen sahen ihn halb neugierig, halb scheu und schelmisch an.

Er betrachtete sie betroffen.

„Sie kennen mich?"

„Vielleicht."

„Woher? Wieso, mein Fräulein? Ich weiß wirklich nicht."

„Ich glaube, wir sahen uns einmal — in einer Geographiestunde." —

„Lenchen! Fräulein Lenchen!"

„Bin ich, Herr Westheimer. Und nun helfen Sie mir, daß ich das Jackett schnell wiederbekomme. Ich hab nur am nächsten Sonntag Zeit, es abzuholen. Ich bin nicht immer Herr über mich."

„Sind Sie verlobt?" schnellte er hinaus.

Er erschrak über seine tapsige Frage, und sie blickte verlegen zu Boden.

Aber trotzdem rang es sich aus ihm heraus: „Oder wollen Sie sich vielleicht verloben?"

Da blickte sie errötend zu ihm empor und sagte mit schelmischem Lächeln: „Vielleicht," setzte aber dann sofort scharf abschneidend hinzu: „Jetzt muß ich aber gehen."

Er begleitete sie zur Türe, fragte noch nach Eltern und Geschwistern und erfuhr, daß der Bruder im Dorf

Berghausen, das nur wenige Stunden entfernt lag, Lehrer sei, und sie ihm den Haushalt führe.

Seltsam, das war ja dasselbe Dorf, wohin er auf Brautschau gehen sollte. Nächsten Sonntag schon.

„Daß Sie das schon können, einen Haushalt führen!" sagte er bewundernd.

Sie lachte: „Ein großes Kunststück! So jung bin ich doch nicht mehr. Adjö, Herr Westheimer!"

Er reichte ihr die Hand, in der er noch die losen Blümchen hielt. Sie fielen zur Erde, und sie bückte sich schnell danach.

„O, schon Veilchen, Veilchen!"

„Behalten Sie sie, wenn Sie wollen."

„Danke, gern!"

Da stand sie schon draußen.

„Vergessen Sie nicht," rief er ihr noch zu, „heut in acht Tagen ist alles fertig. Aber bitte, kommen Sie gegen Ende der Geschäftsstunden. Sie müssen mir noch mehr von Ihren Eltern erzählen."

Da war sie schon um die Ecke gegangen. Aber er sah noch lange die Straße hinunter, als ob er sie dahinschreiten sähe in ihrem leichten, anmutigen Gang weiter und weiter, bis er sich zuletzt die Augen rieb und nur leise aufseufzte: „Fort!"

Das war eine lange Woche für Aron Westheimer, und weder Arbeit, noch Wirtshausbesuch, noch Bücher schienen sie kürzen zu können. Gleich am ersten Werktag hatte er das Jackett hergenommen. Es sah noch so sauber und fein aus, und er wunderte sich, weshalb es ein anderes Gesicht haben sollte. Bevor er es in die Färberflotte tauchte, strich er liebkosend über es hin und her, und er hatte dabei ein Gefühl, wie er es noch nie empfunden. Er hätte mit dem Ding da in seiner Hand Zwiesprache halten und hätte es nach hunderterlei fragen können. Er

murmelte auch allerlei vor sich hin und wußte doch nicht was und wie. Es steckte wohl ein geheimer Zauber in dem Zeug, etwas, was ihm den klaren Sinn nahm und ihn wie starker Wein berauschte. Als er es dann gewrungen und getrocknet hatte, und es nun im tiefen Indigo vor ihm lag, war es ihm fremd geworden, und der Zauber war gewichen. Aber er rührte kein anderes Stück mehr an. Seine Hände sollten auch einmal wieder ihre natürliche Farbe bekommen.

Und die Woche ging zu Ende, und der Sonntag war da. Ein Frühlingssonntag.

Seine Brautfahrt hatte er aufgegeben. Er erwarte Besuch von einer Verwandten, er könne unmöglich mitgehen. Später vielleicht.

Und der Besuch kam auch, kam zu der erwarteten Stunde. Er schloß den Laden und bat die neue Kundin, sie auf ihrem Heimwege begleiten zu dürfen. Sie erwiderte nichts, und er nahm es als Gewährung. Solange sie durch das Städtchen schritten, plauderten sie lebhaft, sobald sie aber ins Freie kamen, schritten sie lautlos die Landstraße entlang, an Feldern und Wiesen, an Bäumen und Büschen vorüber. Aber in ihnen und um sie war es laut. Da flüsterte und fragte es, da sang und sprang es, und tausend Stimmen drängten sich hervor. Weiter, nur weiter, wachsen, werden! Und die warme Sonne legte sich um alles, um die beiden Wanderer auf dem Wege, um jeden Grashalm im Graben, um die Lerchen in der Luft, und alle Wesen und Dinge leuchteten wie von einer inneren Glut, und alle waren eins geworden, gehörten zusammen wie Kinder einer Mutter.

Ein Wagen begegnete ihnen mit jungen Burschen und Mädchen. Sie waren offenbar in fröhlichster Stimmung, aber wie denn der Deutsche, wenn er recht heiter ist, am liebsten traurige Lieder singt, als fühle er jederzeit die

Vergänglichkeit alles Irdischen, scholl es ihnen plötzlich entgegen:

Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abschied nehmen —

Da war der Bann gebrochen.

„Wie oft hab ich das schöne Lied gehört, Fräulein Schönfeld," sagte er, „gehört und auch mitgebrummt, singen kann ich leider nicht."

„Das weiß ich. Das haben Sie mir schon einmal gesagt."

„Ich?"

„Auf dem Weg zum Almenbach, damals beim Taschlichmachen."

„Und das haben Sie so lange behalten?"

„Ich habe immer ein gutes Gedächtnis gehabt."

Dann schwiegen sie wieder.

Nach einer Weile fragte er: „Was hat man eigentlich in der Gemeinde über mich und meinen dummen Streich gesagt?"

„Die Alten meinten, Sie wären ein gefährlicher Mensch."

„Du lieber Gott, ich und gefährlich! Und Ihr Vater?"

„Der sagte, Sie wären nur abenteuerlustig wie alle Handwerksburschen."

Und die Kinder?"

„Die blieben dabei, Sie wären doch ein geheimer Lehrer."

„Sie selber aber, Fräulein Schönfeld?"

„Ich hab manchmal gedacht, wenn es gar zu langweilig in der Schule war, so eine Geographiestunde möchte ich mal wieder haben. Warum sind Sie nie wieder zu uns gekommen?"

„Weil ich mich geschämt habe."

Sie waren in einen Seitenweg eingebogen, der durch einen Busch neben der Landstraße herlief. Die silberstämmigen Birken schimmerten schon grünlich hell, ein Star schmetterte seinen Frühlingsgruß von einer kahlen Eiche, und mitten aus dem welken, rotbraunen Buchenlaub am Boden lugten die ersten Anemonen.

Da blieb er stehen, als ob er dem Lied des Vogels lausche, aber er suchte nach einem Wort.

„Seltsam, daß wir uns nach so langer Zeit wieder getroffen haben," sagte er endlich.

Sie lächelte.

„Gar nicht so seltsam, wie Sie meinen."

Er hörte es nicht.

Seine Seele ging auf fernen Wegen und spürte nach einem Pfad, der von dort nach hier führte.

Umsonst.

Da kam sie ihm entgegen.

„Ich glaubte gar nicht, Sie heut zu treffen, Herr Westheimer."

„Warum nicht?"

„Weil man Sie bei uns im Dorf erwartet."

Er erschrak. Sollte sie vielleicht — —

„Man erzählt, Sie wollten sich verloben."

Da fühlte er wieder den Boden unter den Füßen, fühlte die alte lustige Handwerksburschenlaune sich regen und sagte in hellem Uebermut: „Will ich auch, will ich auch!" Aber dann gleich in ernsterem Tone: „Sehen Sie, Fräulein Schönfeld, ich bin viel gewandert, hab viel Schönes und Herrliches gesehen, und nun bin ich seßhaft geworden; aber ich bin noch immer ein armer Reisender, der die Herberge zur Heimat sucht. Einen Kameraden möcht ich haben, einen Wandergenossen, der mit mir zöge bergauf und bergab, durch Dorn und Dickicht, durch Nebel und Sonnenschein, ach, es wandert sich so gut zu

zweien! Fräulein Lenchen, wenn Sie noch frei sind," und er ergriff ihre Hand, „das sollte eine Wanderschaft werden — eine Geographiestunde — eine Stunde" —. Und er umschlang sie und zog sie an seine Brust, „Lenchen, eine Stunde" —

Und sie flüsterte „ohne Ende!"

Und dann, nachdem er sie halbtot geküßt, stammelte sie atemlos:

„Du bist doch ein gefährlicher Mensch!"

Das Glück war eingezogen in dem kleinen Färberhaus, das Glück und die Sorge. Ein großes Glück und eine große Sorge. Jedes Jahr, wenn die Bäume blühten, hatte Frau Lenchen ein Kind an der Brust, und jedes war besonders schön und war besonders klug; aber jedes vermehrte auch den Druck, der auf ihnen lag. Vater und Brüder hätten vielleicht helfen können; aber sie war zu stolz auf ihren Mann, als daß sie darum gebeten hätte. War er doch fleißig von früh bis spät und sah das Wirtshaus nur, wenn sie ihn hintrieb. In den ersten Monaten ihrer Ehe hatte sie versucht, auch selber im Geschäft zu helfen, und ihre freundliche, muntere Art sprach alle Leute an. Aber Kathrine, die Magd, erklärte, jeder müsse seine eigene Ordnung halten, die Frau im Hause, sie im Laden, man könne nicht zweien Herren dienen, aber zwei Herren könnten auch nicht über ein Land regieren. Wenn ihr das nicht passe, wolle sie lieber gleich gehen. Da wich sie, und als nun noch die Kinder kamen, da machte sie gar keinen Versuch mehr, ihr Recht auf den Laden zu wahren.

Aber da geschah es, daß ihr Mann nach einer schweren Erkältung an Lungenentzündung erkrankte. Sie pflegte ihn ganz allein, und als die Gefahr vorüber war, da war's, als ob in den trüben Wochen ihre Kraft sich verdoppelt habe. Ohne eine fremde Hilfe betreute sie die

vier kleinen Kinder, sah nach der Färberei, in der wieder ein Geselle arbeitete, war stundenlang im Laden tätig und saß spät abends noch über den Geschäftsbüchern. Und immer heiter dabei, ein Scherzwort auf den Lippen, einen Liebesblick in den Augen. Eine rechte Frau ist wie ein Bach in der Ebene, dachte ihr Mann, immer in Bewegung und doch gleichmäßig ruhig. Er treibt die Räder der Mühle, tränkt die Wiesen und spiegelt den Himmel wider.

Aber eines Abends finsterte sich doch ihre Stirn. Sie rechnete und rechnete, doch Einkauf und Verkauf der Waren wollte nicht stimmen. Am folgenden Tage fing sie an, halbverkaufte Stücke Zeug auszumessen, und abends rechnete sie wieder. Sie wollte es noch nicht glauben, aber am dritten Tage stand es bei ihr fest: Kathrine, die fleißige, treue, war untreu gewesen, hatte sie bestohlen, es konnte nicht anders sein. Nun verdoppelte sie ihre Wachsamkeit und bald sah sie, was sie nicht sehen sollte. Sie rief Kathrine in ihre Kammer und sagte ihr auf den Kopf zu, daß sie eine Diebin sei. Das Mädchen fuhr zunächst empört auf, das sei nun der Lohn für ihre Guttat, darum habe sie so lange treu in dem dürftigen Haushalt ausgehalten, aber so machten es die Herrschaften immer, und sie ließe sich das nicht gefallen. Dann, als die Frau fest blieb, fing sie bitterlich an zu weinen und beteuerte ihre Unschuld, doch zuletzt, als es hieß: „Koffer aufschließen oder Polizei!" gestand sie alles und gab heraus, was sie noch an Diebesgut versteckt hatte.

„Ich mag nicht vor Gericht gehen," sagte Frau Lenchen und ließ die Magd unbehelligt laufen.

Erst als der Mann wieder genesen war, erfuhr er den ganzen Hergang; bis dahin hatte er geglaubt, die Arbeit sei der Kathrine zu viel geworden. Statt ihrer wurde ein junges Mädchen für die Kinder genommen,

und Frau Lenchen war nun allein im Laden tätig. So war ein Schaden gefunden und ausgebessert; aber das Faß war an allen Seiten leck. Die Schulden hatten sich gehäuft, die Zinsen waren kaum zu erschwingen, und die Gläubiger mahnten. Es war eine schwere Zeit. Der sonst so frohgemute, zuversichtliche Westheimer ließ den Kopf hängen und erging sich in Selbstanklagen. Er habe nicht recht aufgepaßt, habe zu viel im Wirtshaus gesessen, er eigne sich überhaupt nicht zum Geschäftsmann, auch zum Handwerksmeister sei er verdorben, das habe er schon lange gefühlt, er sei überhaupt für nichts gut, als Frau und Kinder ins Unglück zu stürzen.

Frau Lenchen war in all der Zeit heiter und guter Dinge gewesen. Nie war eine Klage, ein Vorwurf laut geworden. Aber jetzt fuhr sie auf. Was sei das für ein erbärmliches Gewäsch, sei das eines Mannes würdig? Er solle doch mal in die Kinderstube gehen und sich angucken, was er angerichtet. Ob das da nach Unglück aussähe? Oder ob sie selber wie ein Häufchen Elend anzusehen sei? Das wäre ein wirkliches Unglück, wenn er jetzt den Kopf verlöre. Nun heiße es nicht rückwärts sehen, nun müsse man sinnen, wie man vorwärts käme, und wenn es auf dem alten Wege nicht ginge, einen neuen suchen. Was habe er denn verschuldet? Gegen Untreue und Mißgeschick könne niemand, er sei fleißig und sparsam gewesen wie nur einer! „Un wenn einer deut, wat he kann, dann kann he nich mehr dauen, as he deut." — Seit kurzem war Reuter zu den vielen Lieblingen, die sie hatte, hinzugekommen, ja, war ihr Oberliebling geworden, und sie pflegte ihn gern zu zitieren.

Einen neuen Weg suchen — das ging dem Mann nicht mehr aus dem Sinn. Wenn er Färberei und Geschäft verkaufte, konnten die Schulden gedeckt werden. Aber was dann? Er rannte immer vor verschlossene

Türen. Eine zwar schien nur angelehnt zu sein, aber er wagte noch nicht, sie aufzumachen.

„Geh mal ins Wirtshaus," mahnte die Frau, die seinen heißen inneren Kampf mitfühlte, „sprich mal mit deinen Freunden und sei wieder fröhlich. Eine fröhliche Stunde bringt den Menschen weiter als ein ganzer Tag Kopfhängerei."

Als er spät abends wieder heimkam, sah Frau Lenchen gleich, daß die Schatten von seiner Stirn gewichen, und in den Augen der alte, helle Glanz leuchtete. Sie sagte und fragte aber nichts.

Er setzte sich zu ihr und sah mit Wohlgefallen, wie die fleißigen Hände an einem Kinderstrümpfchen strickten.

„Du mußt immer tätig sein, immer unermüdlich schaffen, gönn dir doch mal eine Stunde Ruhe."

„Dies ist ja Ruhe, lieber Junge, ich hab sogar eine ganze Stunde dabei gelesen."

„Reuter natürlich."

„Natürlich, Reuter."

Dann schwiegen sie wieder beide.

Nach einer Weile seufzte er: „Ach, wenn ich nur singen könnte!"

Da warf sie das Strickzeug weg, legte ihm beide Hände auf die Schulter und guckte ihm tief in die Augen.

„Du kannst ja singen, Schatz."

„Lach mich nicht aus!"

„Nein, es ist mein heiliger Ernst. Weißt du noch, als wir uns verlobt hatten? Du wolltest in derselben Stunde mit zu meinem Bruder gehen und den folgenden Sonntag gleich zu den Eltern fahren. Ich aber wollte es nicht. Ein Garten, der für alle offen liegt, ist nicht mehr ganz mein Garten. Ein bißchen Heimlichkeit muß dabei sein. Beim Glück auch. Und da hielten wir es den ganzen Sommer verschwiegen. Aber jeden Sonntag nachmittag —

„Zuweilen auch am Sabbath", fiel er ein.

„Jeden Sonntag nachmittag," fuhr sie unbeirrt fort, „trafen wir uns in unserem Wäldchen. Es war unser, denn so wie uns gehörte es keinem mehr auf der Welt. Und einmal — weißt du noch? Da kam ich dir singend entgegen. Was singst du da? fragtest du. Einen neuen Lechodaudi. Paßt das Lied nicht wunderschön für uns? Lecho daudi likras kalloh. Wie hattest du es doch übersetzt?

Komm, Geliebter, der Braut entgegen,
Froh zu empfangen des Sabbaths Segen."

„Ja, Lenchen," und er legte den Arm um ihren Nacken, „und du sahst damals wirklich aus, wie der lichtige Sabbath selber."

„Damals nur?"

„Immer. Aber damals ganz besonders. Und ich wollte auch gleich meinen Segen haben. Du aber warst widerspenstig und lachtest: erst müßte ich den Lechodaudi singen können. Und sangest mir vor, und ich mußte nachsingen, und sangest und lachtest und sangest immer wieder, und zuletzt konnt ich ihn wirklich und kriegte richtig meinen Segen. Weißt du so" —

Sie entwand sich ihm.

„So alte Leute! Wenn die Kinder es hörten!"

„Und wenn schon! Heute bettle ich aber nicht mehr. Heute will ich mein Recht."

„Und ich sag gerade wie damals — erst singe mir den Lechodaudi."

„Wenn die Kinder das hörten!"

„Und wenn schon!"

Da sang er hell und rein.

Und da flog sie ihm an den Hals. „Da hast du deinen Segen!" und küßte ihn, wie sie nur in jungen Tagen geküßt hatte.

„Bist du nun zufrieden? So, dann setz dich hin, ganz brav und artig, und sag mal deinen Satz zu Ende: Ach, wenn ich singen könnte — was dann?"

„Dann würd ich Lehrer werden. Ich habe mit Rektor Hast darüber gesprochen. Er will mir helfen und meint, in einem halben Jahr könnt ich ins Examen gehen."

Sie bebte vor innerer Freude, aber sie ließ es sich nicht merken. Sie hatte seinen Entschluß kommen sehen, langsam, schon lange, lange, ja, sie hatte ihn gewünscht, erwartet, so lange sie ihn kannte; aber sie wollte ihn nicht aus ihm herauslocken, es sollte sein Entschluß bleiben.

„Lehrer werden, Westheimer," sagte sie bedächtig. „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus. Lehrer werden ist noch ganz was anderes als Färber werden oder Kaufmann. Zum Lehrer muß man geboren sein wie zum Dichter oder Maler. Der Lehrer ist ein Künstler, und er hat es mit dem kostbarsten Stoff der Welt zu tun, mit unseren Kindern. Was er verfehlt, kann ein Unglück für die Welt sein. Hast du das schon bedacht, Westheimer?"

„Du selber hast mich ja darauf gebracht, Lenchen, damals bei der Geographiestunde in Lüde schon, du Spitzbübin!"

„Ja, damals war ich noch ein Kind. Aber wenn man selber Kinder hat, sieht alles anders aus. Man schaut tiefer in die Herzen und weiter in die Welt. Und auf all unserem Reden und Tun lastet eine schwere Verantwortung. Weißt du, wie es in den Sprüchen der Väter heißt? Ihr Weisen, seid vorsichtig mit euren Worten, daß eure Schüler sich nicht den Tod daraus trinken. Oder so ungefähr. Das gilt für die Lehrer und auch für die Eltern."

„Wenn man schon die Weisen so warnt, ich bin kein Weiser, dann laß ich es lieber ganz sein."

„Und dann?"

„Es wird sich schon was finden."

„Es wird sich. Das sagst du immer. Schämst du dich nicht vor unserem Hermann? Der sagt mit seinen sieben Jahren: Ich will! Dir ist bange vor jedem Wechsel, ja, vor dem bloßen Gedanken eines Wechsels. Aber das Glück fällt einem nicht in den Schoß. Man muß selber Hand und Bein regen. Und nun will ich dir ein Geständnis machen. Glaubst du etwa, du alter Faselhans, du seist von selber zu einer so ordentlichen Frau gekommen, wie du sie hast? Du warst ja schon auf dem besten Wege, dir eine alte, reiche Schachtel aufzuhalsen. Meinst du denn, es sei Zufall gewesen, daß ich an jenem Sonntag nach Oldesheim zu dir ins Geschäft kam? Es sei Zufall gewesen, daß mein Jackett, das noch ganz schön weiß war, auf einmal blau gefärbt werden mußte? Sehen wollt ich dich nur, und wenn du etwa dem Bilde glichest, das sich das dumme Göhr seit der berühmten Geographiestunde von dir gemacht hatte, dann wollte ich — guck mich nicht so dumm an und mach mich nicht ganz verbast — was weiß ich, was ich wollte. Aber mein Verdienst ist es und nicht deins, daß Lenchen Schönfeld deine Frau geworden ist. Und nun tu, was du willst."

Sie drehte sich um, als wolle sie fortgehen.

Er schwieg einen Augenblick und hielt sich mit der Rechten beide Augen zu, als könne er so um so klarer in sich hineinschauen. Und dann sagte er fest und bestimmt: „Ich werde Lehrer!"

Doch schon im nächsten Augenblick hinkte es zagend hinterher: „Aber" —

Sie wandte sich ihm wieder zu: „Nun, aber?"

„Mir ist so bange vor dem Vorbeten, vor dem Singen. Lehrer sein, schön, aber Kantor —."

„Wenn's weiter nichts ist, das wird schon gehen. Den Lechodaudi hast du damals in unserer Brautzeit in einem Nachmittag gelernt, und wenn wir nun fleißig üben,

abends und morgens, vor und nach dem Schlafen, wie es die Vögel machen, dann wird wohl eine Melodie in jeder Woche sitzen — das sind nach Adam Riese zweiundfünfzig im Jahr. Und morgen fangen wir an."

„Warum nicht heute, nicht gleich? Ich hör dich so gern singen."

„Weil man solch wichtigen Vorsatz noch bedenken und beschlafen muß. Erst wägs, dann wags!"

Nun kam eine schwere Zeit für Aron Westheimer. Er mußte die Färberei und den Laden in Gang halten und sich zugleich für das Examen vorbereiten. Wenn das Welkende dem Werdenden im Wege steht, geht es nur langsam vorwärts. Aber es ging vorwärts. Rektor Hast half mit Büchern und Anweisungen, und Frau Lenchen las und lernte und wiederholte mit ihrem Mann und fand noch Zeit zu den musikalischen Übungen. Wenn er zuweilen verzagen wollte, zeigte sie ihm so viel Vertrauen in seine Kraft und sein Können, daß er mit frohem Mut an sich glaubte und mit verdoppeltem Eifer ans Werk ging. Sie hatte eine Art, die Dinge in ein Licht zu rücken, daß immer eine Helle von ihnen ausging und die Schatten verschwanden. Und wenn er zur Übung in Rektor Hasts Schule eine Stunde gegeben hatte, kam er immer besonders fröhlich nach Hause. Dann stand sie wartend am Fenster, und ihre Augen leuchteten seinem Weg.

„Wie gings, Schatz?"

„Gut gings."

Und einmal setzte er hinzu, zögernd, als schäme er sich, es zu sagen: „Rektor Hast meinte heute, er war die ganze Stunde bei mir, ich sei zum Lehrer geboren."

Sie sah ihn lächelnd an. „Hat er allein das gemeint?" —

So kam das Examen heran, endlich, endlich, und ach, schon da. Und er reiste nach der Provinzialhauptstadt.

Ein heikles Ding — jedes Examen und für jedermann. Selbst dem Tüchtigsten stellen sich die kleinen krummen Schelme, die Fragezeichen, vor die Seele und werden immer größer und grinsen:

Weißt du auch das? Und das? Wenn nun vielleicht? Ach, es gibt so vieles, was man nicht weiß. Ist man noch jung, so jagt man die Flaumacher leicht zurück. Aber Aron Westheimer war weder jung noch tüchtig. Und hinter seinen Fragezeichen stand auch noch die Sorge um Frau und Kinder, stand Frau Lenchen selber in banger Erwartung. Wenn es nicht glückte, mußte er sich sein Lebelang vor ihr schämen. Aber es glückte. Er versagte zwar in einigen Fächern, aber die Herren Examinatoren hatten seinen Lebenslauf gelesen, und sein bescheidenes und doch so festes Wesen hatte sie für ihn eingenommen. Allen voran glänzte er in Geographie und in Kopfrechnen, und in der Probelektion hatte er ein glückliches Los gezogen. Ein Quentchen Glück wiegt auch im Examen ein Pfund Verstand auf. Er sollte in der Oberklasse das Gedicht „Heimkehr" von Vogl „behandeln", wie der Fachausdruck lautet.

Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kehrt wieder heim aus fremdem Land.

Aber er behandelte es nicht und nahm es nicht durch. Er erlebte das Gedicht und ließ es die Kinder miterleben. Atemlos hörten sie zu, als er ihnen einleitend von der Wanderschaft des Handwerksburschen erzählte, von seinem Drang in die Fremde, von seiner Sehnsucht nach der Heimat, und als er ihnen dann das Gedicht vorgelesen, schlicht und innig, da klopfte ihm der Schulrat auf die Schulter: „Das genügt." Bedeutete das nun etwas Gutes oder Böses?

Mit klopfendem Herzen suchte er den hohen Herrn nach der Prüfung im Gasthof auf, und als er dann nach einigen Zwars und Wenns und Inbetrachts hörte, daß er durchgekommen, wie gerne wäre er da von dannen gestürzt. Aber der Schulrat, ein Geistlicher, gab ihm erst noch einige Lehren mit auf den Weg.

„Wenn Sie nun im Amte sind, vergessen Sie mir nicht die biblische Geschichte! Ich fand oft, daß sie in jüdischen Schulen nicht genug gepflegt wird. Sie brauchen sich doch Ihrer Vorfahren nicht zu schämen. Was für ein prächtiger Scheik war Abraham! Und Moses erst und Samuel und David und Jeremias und Jesajas, was waren das für Männer!"

Endlich durfte er gehen. Da stieg er nicht die Treppen hinab, da sprang er sie wie ein übermütiger Junge mit einem inneren Jubelschrei hinunter, und sah sich dann erschrocken um, ob man ihn nicht etwa doch gehört habe.

Nun zur Post! Depesche! Nein, die Freude muß ich sehen. Mit dem nächsten Zuge fuhr er heim. Sie stand am Fenster, ein Kind auf dem Arm, und lugte hinaus, als ob sie auf ihn warte. Er winkte ihr zu und flog ins Haus. Da sah sie ihn mit einem Gesicht an, das ganz Auge, ganz Leuchten war, mit dem Brautgesicht jenes hellen Sabbaths.

„Bestanden, Lenchen, bestanden!" jubelte er ihr zu.

„Ich wußte es," sagte sie scheinbar ganz ruhig und küßte das Kind auf ihrem Arm. Und er merkte nicht, wie ihre heißen Tränen auf seine Bäckchen fielen.

Da umschlang er sie beide, Mutter und Kind, und sie flüsterte zwischen Lachen und Weinen: „Weißt du noch, die Geographiestunde? Nun ist es doch wahr geworden. Lehrer, m e i n Lehrer!"